

Die evangelische Kirche zu Beginn des dritten Jahrtausends:
Herausforderungen und Perspektiven
für den deutschen Protestantismus
von Prof. Dr. Dres. h.c. Christoph Marksches, Berlin
Vortrag für den Tag der Württembergischen Pfarrerinnen und
Pfarrer in Fellbach, 17. Oktober 2011¹

Sie haben sich entschlossen, über „Herausforderungen und Perspektiven für den deutschen Protestantismus“ zu Beginn des dritten Jahrtausends ausgerechnet einen Menschen reden zu lassen, der von Berufs wegen allenfalls für das *erste* Jahrtausend zuständig ist, genauer gesagt sogar eher nur für die ersten achthundert Jahre: Die Antike, für deren Behandlung ich an der Theologischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität eingestellt bin, endet nach landläufiger Definition mit dem Tod des Kirchenvaters Johannes von Damaskus, der 754 n.Chr. in einem Kloster bei Bethlehem im Heiligen Land starb; danach kommt bekanntlich Mittelalter und dafür ist in Berlin meine Kollegin zuständig. Sie haben sich dessen ungeachtet entschlossen (oder präziser: die für den „Tag der Württembergischen Pfarrerinnen und Pfarrer“ Verantwortlichen haben sich entschlossen), mich zu diesem Thema reden zu lassen, für das ich gar kein Fachmann bin, vielleicht aus der Erwägung heraus, dass ein ordiniertes württembergischer Pfarrer des Ordinationsjahrgangs 1994 nun einmal für alles qualifiziert sein muss, was mit dem Thema „Kirche“ zusammenhängt. Vielleicht erklärt sich die Einladung aber auch aus der etwas kritischen Erwägung heraus, dass sich die Leistungen des württembergischen Pfarrers Marksches für – um den einstigen Oberkirchenrat Gerhard Hennig, meinen Ordinator, zu zitieren – das „würtembergische Pfarrersganze“ in den letzten Jahren in engen Grenzen hielten und ich meiner alten Landeskirche und den Amtsschwestern wie Amts-

¹ Der Text bietet das Manuskript des Vortrages, Nachweise in Anmerkungen wurden nur ausnahmsweise angefügt.

brüdern mindestens einen Gefallen schuldig bin. Und schließlich dürfen Sie, liebe Schwestern und Brüder, vom Vorsitzenden der Theologischen Kammer der Evangelischen Kirche in Deutschland wenigstens ein paar Gedanken über die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche erwarten – und nicht die topische Versicherung, dass für die künftigen Perspektiven des deutschen Protestantismus die Religionssoziologie zuständig ist und für die gegenwärtigen Herausforderungen die Religionswissenschaft. Wenn ich nun nicht als einer dieser Fachleute, sondern als Pfarrer unter Pfarrerinnen und Pfarrern spreche, dann hat das vielleicht auch einen spezifischen Reiz. Ich habe mein Referat so aufgebaut, dass es jeweils Thesen erläutert; mein Referat umfasst (um ihnen die Orientierung zu erleichtern) insgesamt sieben Thesen, allerdings von sehr unterschiedlicher Länge. Sie werden zudem immer theologischer. Alle Thesen sind eine Variation über einen Cantus Firmus, der da lautet: „Keine Angst!“.

Erste These: Evangelische Kirche existiert am Beginn des dritten Jahrtausends in Deutschland unter den Bedingungen des Pluralismus. Sie kann sich ein unverkrampftes Verhältnis zum Pluralismus aus guten theologischen Gründen leisten.

Fast scheue ich mich, diese erste These zu explizieren, denn der Befund ist ja so offensichtlich und wird auch von den meisten Analytikern geteilt: Wir leben in einer pluralistischen Gesellschaft, die keine homogene Grundlage religiöser und ethischer Überzeugungen mehr hat, von denen alle Menschen, die in diesem Land leben, geprägt sind. Selbstverständlich wird unsere Gesellschaft nach wie vor durch bestimmte gemeinsame Normen der Verfassung geprägt, die durch ein Verfassungsgericht geschützt werden; selbstverständlich prägen weiterhin bestimmte Grundkonsense das Leben in unserem Lande. Aber *zum einen* wird – wie jüngst in einem thematisch vergleichbaren Referat der Mainzer Kardinal Karl Lehmann festgestellt hat – allein schon durch die Grundrechte auf Mei-

nungs-, Gewissens- und Religionsfreiheit ein Stück weit der weltanschauliche und religiöse Pluralismus legitimiert. Ein einziges Beispiel: In den Vereinigten Staaten setzen sich die Mormonen, eine der am schnellsten wachsenden Religionsgemeinschaften auf der Welt, dafür ein, dass nicht nur gleichgeschlechtliche Partnerschaften juristisch der zweigeschlechtlichen Ehe gleichgestellt werden, sondern auch Verbindungen zwischen mehr als zwei Partnern – und die Juristen sagen, dass die Abweisung der Klage gar nicht so einfach juristisch zu begründen ist, zumal in den USA natürlich längst (wie auch bei uns) Heiratsurkunden aus Ländern, in denen Vielehe üblich ist, juristisch als Heiratsurkunden anerkannt werden und eine Vielehe nicht automatisch annulliert wird. *Zum anderen* wurde der weltanschauliche, religiöse und ethische Pluralismus in unserem Land natürlich auch kräftig befördert durch das Zerbrechen des entsprechenden Grundkonsenses in der bundesrepublikanischen Gesellschaft der Nachkriegszeit: Die Generation der sogenannten Achtundsechziger empfand diesen Konsens als hohl, seine gegen die nationalsozialistische Ideologie gerichtete Rhetorik angesichts der größeren Zahlen aktiver Nationalsozialisten als unehrlich und seine uniformierende Tendenz als repressiv. Eine größere Zahl von Migranten insbesondere in den Städten, aber auch auf dem Lande, konfrontierte die noch relativ uniforme Gesellschaft zudem mit anderen Lebensweisen und Religionsformen. Im Grunde war diese uniforme Gesellschaft aber schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit der Integration von rund elf Millionen Vertriebenen zerbrochen, die für die meisten Gegenden Deutschlands nicht nur eine konfessionelle Pluralisierung zur Folge hatte – man hatte es nur meist noch nicht bemerkt. Alle Versuche, nach den gesellschaftlichen Umwälzungen der siebziger Jahre einen neuen Wertekonsens zu etablieren, alle Aufrufe zu einer geistig-moralischen oder geistig-politischen Wende (beispielsweise im Jahre 1980 durch den damaligen Bundeskanzler Kohl oder im Jahre 2010 durch den damaligen Vizekanzler Westerwelle) blieben nahezu folgenlose Rhetorik.

Die deutsche Wiedervereinigung hat den weltanschaulichen und religiösen Pluralismus unseres Landes eher verstärkt, denn viele ehemalige DDR-Bürger haben sich höchst frustriert nach vierzig Jahren einer verordneten Einheitsideologie von allen uniformen Konzepten abgewandt und haben die Republik auch nicht norddeutsch-protestantischer gemacht, wie mancher aufgrund der Friedensgebete im Jahre 1989 erwartet hatte. Für evangelische Kirche bedeutet das konkret, dass wir viel stärker für unsere eigenen Überzeugungen werben müssen und sie viel allgemeinverständlicher explizieren müssen, weil viel weniger selbstverständlich ist, was wir sagen und meinen. Uns fehlt vielfach eine allgemeinverständliche religiöse und theologische Sprache – ich wage das zu sagen, weil es zunächst einmal die Verantwortung von Theologischen Fakultäten an den Universitäten wäre, Studierenden beim Entwickeln einer solchen Sprache, die – wie Bonhoeffer in seinem berühmten Taufbrief für den jungen Bethge sagt – wirklich „tröstet und befreit“. Man kann die Pluralisierung unserer Gesellschaft – wie beispielsweise Papst Benedikt XVI., Josef Ratzinger, bei seinem jüngsten Deutschlandbesuch – beklagen, über bestimmte Krisenphänomene wie die steigende Gewaltbereitschaft lamentieren. Es kommt meiner Ansicht nach aber viel darauf an, dass wir uns der pluralistischen Situation nicht verweigern, sondern sie ganz im Gegenteil als Chance begreifen, unseren christlichen Glauben so zu leben und zu explizieren, dass er wieder attraktiver für die Nichtglaubenden und die Nicht-Mehr-Glaubenden werden kann. Wir müssen uns auch viel stärker als ein Teil der für die Etablierung von gesellschaftlichen Grundkonsensen zuständigen Institutionen begreifen und viel stärker gemeinsam mit anderen für solche Grundkonsense engagieren. Das hat Folgen für die Ausbildung künftiger Pfarrerinnen und Pfarrer; sie müssen stärker auf die pluralistische Situation vorbereitet werden und die, die bereits in Amt und Würden sind, viel mehr Zeit und Gelegenheit für lebenslanges, berufsbegleitendes Lernen erhalten. Noch einmal theologisch pointierter formu-

liert: Es gibt gute theologische Gründe für ein unverkrampftes Verhältnis, weil – wie mein Heidelberger Kollege Michael Welker gezeigt hat – schon im Kanon der vier Evangelien Pluralismus angelegt ist: Schließlich ist uns das eine Evangelium Jesu Christi in vier eigenständigen und doch konkordanten Akzentuierungen überliefert².

Zweite These: Evangelische Kirche wird im dritten Jahrtausend unter den Bedingungen des Pluralismus möglicherweise viele ihrer exklusiven juristischen und gesellschaftlichen Privilegien verlieren.

Für die evangelische Kirche bedeutet das absehbare weitere Anwachsen des gesellschaftlichen Pluralismus bei abnehmenden Mitgliederzahlen konkret, dass manches liebgewordene Privileg, manche liebgewordene Nähe zu staatlichen Organen in Zukunft geteilt werden muss mit anderen Religionen und Weltanschauungsgemeinschaften – bekanntlich bietet unser Grundgesetz den Status einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft nicht nur christlichen Kirchen an, sondern grundsätzlich allen Religionen und Weltanschauungsgemeinschaften. Der Berliner Verfassungsrechtler Bernhard Schlink, den viele unter uns eher als Schriftsteller denn als Rechtswissenschaftler kennen, hat vor einiger Zeit formuliert, dass auch der ganze Mantel des bundesrepublikanischen Staat-Kirche-Systems möglicherweise bald für die schrumpfenden christlichen Kirchen als zu groß erscheinen könne und dann entsprechend gekürzt werden würde: Wir kennen alle die einschlägigen Stichworte von der Kirchensteuer über die kirchlichen Sitze in den Rundfunkräten, die vertrauten Plätze in Presse, Funk und Fernsehen bis hin zu den Theologischen Fakultäten³. Wenn nun auch andere

² M. Welker, *Kirche im Pluralismus*, Gütersloh ²2000.

³ Pfarrer Daniel Renz schrieb mir am 17.10.2011: „Die kirchlichen Rundfunkplätze ergeben sich aus der besonderen Konstellation von Staat und Religion in Deutschland, während es sich beim staatlichen Kirchensteuer-Einzug um eine bezahlte (!) Dienstleistung handelt, die schlicht aus Effizienzgründen Sinn macht. Diese Unterscheidung halte ich für wichtig, - vor allem, weil sie auch staatlichen und kirchlichen Experten relativ unbekannt ist (von Stammtischen ganz zu schweigen)“.

Weltanschauungen und Religionen diese verfassungsmäßig garantierten Privilegien einfordern (vom Islam bis zu den Konfessionslosen), wird die Neigung unserer Verfassungsorgane steigen, solche Privilegien ganz zu streichen. Ich glaube nicht, dass wir in Zukunft quasi automatisch als schrumpfende Kirche ein Privileg nach dem anderen verlieren müssen, aber ohne vermehrte Anstrengungen, wieder mehr Menschen für evangelische Kirche zu interessieren, wird eine solche Entwicklung eintreten. Das Schicksal der Kirchen in der ehemaligen DDR seit 1949 zeigt, dass wir auf mögliche dramatische Schrumpfung- und eher wahrscheinliche Deprivilegierungsprozesse mit unserer oft allzu streng pfarrerorientierten Grundstruktur wenig vorbereitet sind. Der Fortfall der Kirchensteuern in der alten DDR führte zu einem dramatischen und nur durch westliche Stützungszahlungen aufgefangenen Finanzeinbruch, weil die Umstellung auf eine freiwillige Finanzierung schlecht gelang und niemals die intensive Form von finanziellem Engagement der verbleibenden Kirchenmitglieder entstand, wie sie beispielsweise die Kirchen in den Vereinigten Staaten prägt. Für evangelische Kirche bedeutet das konkret, dass wir viel stärkere Aufmerksamkeit darauf lenken müssen, einladende Kirchen zu sein, und neue Mitglieder für unsere Gemeinden werben müssen, wenn wir die bisherigen juristischen und gesellschaftlichen Privilegien nicht ohne Not aufgeben wollen. Dafür gibt es gute Beispiele: Ich habe im vergangenen Sommer während meines Aufenthaltes an einem Institute for Advanced Study die Gelegenheit gehabt, in Princeton/New Jersey eine solche einladende, presbyterianisch geprägte Gemeinde zu erleben. Neue Gemeindeglieder wurden nicht nur an der Kirchentür aufmerksam begrüßt, sondern zu Beginn des Gottesdienstes wurde unauffällig, aber wirkungsvoll ein Besuchsdienst innerhalb der Gemeinde durch die Gemeinde organisiert. Natürlich glaube ich nicht, dass aus Amerika in jedem Falle die passende Antwort für alle deutschen Verhältnisse kommt, aber das

Niveau, das unsere eigenen Antworten tunlichst nicht unterschreiten sollten, wird durch solche Beispiele schon markiert.

Ich persönlich denke nicht, dass wir die Vorteile des bundesrepublikanischen Staat-Kirche-Verhältnisses ohne Not aufgeben sollten und uns quasi vorlaufend einreden sollten (oder einreden lassen sollten), dass diese Privilegien theologisch vom Übel sind und eine privilegienfreiere Gott wohlgefälliger sei. Aber wir werden für die Bewahrung der Privilegien Anstrengungen unternehmen müssen und angesichts abnehmender Selbstverständlichkeiten zeigen müssen, warum es beispielsweise bei deutlich schrumpfender Zahl von Theologiestudierenden eine so große Zahl theologischer Fakultäten an unseren Universitäten geben muss, warum es sinnvoll ist, dass der Staat eine Kirchensteuer einzieht und Vertreter christlicher Kirchen in Rundfunkräten sitzen. Ich expliziere meine reichlich allgemeine Bemerkung an den Theologischen Fakultäten: Wenn wir es nicht selbst hinbekommen, die im internationalen Vergleich eher zu kleinen deutschen Fakultäten etwas zu konzentrieren, ihr im internationalen Maßstab eher zu monotonen Angebot zu spezifizieren, werden uns ohne Zweifel sparwütige Landesregierungen in baldiger Zukunft Schließungsdiskussionen bescheren.

Dritte These: Angesichts der rapide zunehmenden Privatisierung von Religion in der Spätmoderne ist die evangelische Kirche bestens darauf vorbereitet, die legitimen Züge dieser Entwicklung aufzunehmen, aber auch ein Stück gegenzusteuern. Sie muss dazu freilich ein unverkrampftes Verhältnis zur Moderne entwickeln.

Zu den unabweisbaren Zügen von Religion in der Spätmoderne gehört ihre Privatisierung, also die verstärkte Individualisierung von Religion je nach Gusto eines spezifischen Individuums. Der Züricher evangelische Systematiker Ingolf Dalferth (übrigens auch ein württembergischer Pfarrer) hat von der Existenz

der evangelischen Theologie und Kirche in Zeiten einer „Cafeteria-Religiosität“ gesprochen, in der man sich wie in einer Cafeteria am Buffet zusammenstellen kann, was man selbst zu glauben und zu praktizieren wünscht: Wenn ich kariere soll, eine Melange aus ein wenig fernöstlichen Meditationstechniken, der kirchenmusikalischen Tradition des Abendlandes von Bach bis Taizé und einer weltumspannenden Koine mystischer Traditionen von Hildegard von Bingen bis zum Sufismus. Papst Benedikt XVI., Josef Ratzinger, hat eben diese Tendenz zur Individualisierung als das Grundübel der Moderne charakterisiert, diese Tendenz in quasi einem Aufwasch für diverse Krisenphänomene von Umweltzerstörung bis zu Familienzerstörung verantwortlich gemacht und den Protestantismus als die religiöse Variante der verderblichen neuzeitlichen Individualisierung identifiziert (was übrigens auch seine in Erfurt dokumentierte Zurückhaltung gegenüber der Theologie Martin Luthers zu erklären vermag). Wir wissen alle miteinander, dass in der Tat in der Theologie der Reformation das Individuum mit seiner unhintergehbaren Individualität theologisch gegenüber voraufgehenden Epochen aufgewertet worden ist – wenn auch vom einstigen Augustinermönch Martin Luther durchaus in der Aufnahme von Tendenzen des antiken Kirchenvaters Augustinus und von dessen biblischem Lieblingsautor Paulus. Reformation bedeutet, dass ein einzelner kleiner Mönch gegen nahezu eine ganze theologische Tradition auftreten kann und einer scheinbar irrumslosen Kirche auf der Leipziger Disputation von 1519 ihre Irrtumsfähigkeit unter die Nase reiben kann, schon damals zum nicht geringen Entsetzen bestimmter Theologen. Aber so, wie reformatorische Theologie grundsätzlich zu differenzieren weiß (ein schöner Gedanke von Gerhard Ebeling), differenziert sie zwischen legitimer Individualisierung und notwendiger Vergemeinschaftung eben dieses religiösen Individuums. Ich finde nach wie vor, dass eine solche Dialektik am besten ausgedrückt ist in der Doppelthese von Luthers Freiheitschrift aus dem Jahre 1520: Ein Christenmensch ist als freier Herr aller Dinge

ein freies Individuum und zugleich als dienstbarer Knecht aller Dinge an den Nächsten gewiesen, in der Kirche und außerhalb der Kirche – und diese Bindung an den Nächsten begrenzt seine Individualität und verbindet die legitime Privatheit mit einer ebenso notwendigen Öffentlichkeit. Für evangelische Kirche bedeutet das konkret, dass wir vermeiden müssen, die legitimen Tendenzen zur Individualisierung allzu sehr ins Kraut schießen zu lassen: Natürlich muss es unter den Bedingungen einer modernen Großstadt differenzierte kirchliche Angebote geben, beispielsweise eine Kirche, in der besonders die Kirchenmusik gepflegt wird und das Geld für die vergleichsweise teuren großen Aufführungen reserviert ist. Mit Richtungsgemeinden, die sich durch bestimmte theologische Sonderbekenntnisse vom Rest einer Landeskirche abgrenzen, sollten wir dagegen höchst vorsichtig sein und uns darum bemühen, unterschiedliche Sichtweisen in ein und derselben Ortsgemeinde zusammenzuhalten – wenn ich als württembergischer Pfarrer, der nunmehr seit siebzehn Jahren nicht mehr in Württemberg lebt, diese vielleicht etwas ketzerische Ansicht einmal ganz direkt äußern darf. Aber die Aufgabe, innerkirchliche Konsense in Zeiten gesteigerter Individualisierung von Einzel-, aber auch Gruppenansichten zu pflegen, stellt sich natürlich nicht nur in dieser Landeskirche. Wir haben weder in unserem Land noch in unserer Kirche wirklich ausgeprägte und tragfähige Traditionen der Konsensbildung, jedenfalls dann nicht, wenn man Länder wie England und Amerika als Vergleich heranzieht. Auf der anderen Seite zeigt beispielsweise die theologische Annäherung der beiden großen reformatorischen Traditionen nach 1945 in Gestalt der Arnoldshainer Abendmahlsthesen und der Leuenberger Konkordie von 1973, deren Jubiläum wir in zwei Jahren feiern werden, dass es bemerkenswerte Konsensbildungen innerhalb der evangelischen Kirche gegeben hat und wir daran anknüpfen können, wenn wir uns als Anwälte von innerkirchlichem Konsens und Parteigänger der legitimen Rechte des religiösen Individuums andererseits verstehen. Es kommt viel da-

rauf an, dass wir beide Seiten der reformatorischen Dialektik von Freiheit und Bindung festhalten und – wie ich bereits sagte – in allgemeinverständlicher Sprache erläutern können, ohne auf einer der beiden Seiten vom Pferd herunterzufallen: Wir sind Kirche der Freiheit, wie der Titel des Reformprozesses der ganzen Evangelischen Kirche in Deutschland auch unmissverständlich zum Ausdruck bringt; wir sind aber auch Kirche der Bindung an den Nächsten, wie man bei der Explikation dieses Programms dann immer auch dazu sagen muss.

Vierte These: Mit ihrem Eintreten für die Dialektik von Freiheit und Bindung ist die evangelische Kirche auf der einen Seite die modernitätskonforme Variante des Christentums, auf der anderen Seite aber durchaus auch modernekritisch und modenresistent. Diese differenzierte Haltung gilt es ungeachtet aller Schwierigkeiten zu bewahren.

Im Vorfeld des Papstbesuches im vergangenen September hat der Regensburger katholische Bischof Gerhard Ludwig Müller sehr säuerlich vermerkt, dass sich die evangelische Kirche augenblicklich als die modernitätskonformere Variante des Christentums gegenüber einer angeblich modernitätsfeindlichen katholischen Kirche zu profilieren versuche – und diese besondere Form einer „Ökumene der Profile“ scharf kritisiert. Nun mag man nach den stark modernitätskritischen, ja stellenweise modernitätsfeindlichen Äußerungen des Papstes in Freiburg noch einmal anders über diese Ansicht denken, vielleicht auch zur Zurückhaltung bei der Beurteilung der päpstlichen Äußerungen raten – viele Katholiken denken bekanntlich ganz anders als ihr Papst –, aber der grundsätzliche Befund lässt sich schlecht bestreiten: Viele der für die Neuzeit kennzeichnenden Entwicklungen sind durch die evangelische Theologie vorbereitet und angestoßen worden, jedenfalls überwiegend nicht aktiv behindert worden. Ich denke beispielsweise daran, dass viele der uns heute so selbstverständlichen Grundrechte des Individuums – die Gewissensfreiheit beispielsweise – erstmals

von evangelischen Theologen formuliert worden sind, oft (wie man in einer lutherischen Landeskirche ehrlicherweise eingestehen muss) von reformierten Theologen. Die allgemeine Erklärung der Menschenrechte ist natürlich zum Teil gegen den erbitterten Widerstand der christlichen Kirchen formuliert worden, aber zugleich gilt eben auch, dass diese Erklärung von christlichen Theologen vorbereitet wurde und ohne diese Vorbereitung vermutlich niemals zu Stand und Wesen gekommen wäre; der Freiburger katholische Sozialwissenschaftler Hans Joas hat über diese komplexen Zusammenhänge jüngst sehr einprägsam gehandelt⁴. Die evangelische Kirche hat die für die Moderne kennzeichnenden Emanzipationsbewegungen nicht nur abwartend hingenommen oder als ganze Kirche aktiv bekämpft, sondern produktiv in ihre Strukturen und Theologie integriert – ich denke insbesondere daran, dass ohne wirklich große Verwerfungen im zwanzigsten Jahrhundert das Pfarramt für Frauen geöffnet wurde, spät, aber nicht zu spät und gegenwärtig auch größere Anstrengungen unternommen werden, um die hierzulande etwas schütterten Maßnahmen zur Gleichstellung der Frauen in allen Bereichen des Lebens in Kirche und Theologie aktiv zu befördern. Damit rennt die evangelische Kirche keineswegs, wie man gelegentlich hören kann, dem Zeitgeist hinterher, sondern nimmt ernst, dass der Mensch mit Körper *und Verstand* als Gottes Ebenbild geschaffen ist. Die Beschlüsse zur Ordination von Frauen im letzten Jahrhundert waren Ergebnisse des Nachdenkens über die Konsequenzen göttlicher Ebenbildlichkeit, repräsentieren ein schönes Beispiel für die theologische Figur des *magnus consensus* und insofern ein Beispiel für das Wirken des Heiligen Geistes – keine ökumenische Rücksicht sollte und darf uns daran hindern, unseren Widerspruch gegen die Zurückweisung von Frauen aus dem kirchlichen Amt in der römischen Schwesterkirche, aber auch in bestimmten protestantischen Kirchen Nordeuropas deutlich zu artikulieren. Für evangelische Kirche bedeutet die unmittelba-

⁴ Hans Joas, *Die Sakralität der Person. Eine neue Genealogie der Menschenrechte*, Frankfurt am Main 2011.

re Verbindung von Protestantismus und Moderne konkret, dass wir vermeiden müssen, uns in unsinnige Alternativen drängen zu lassen. Der Protestantismus ist nicht in einem naiven Sinne modernitätsaffin, dass er jede Mode mitmacht und mit einem milden Heiligenschein verklärt, sondern er ist in einem strengen Sinne auch moden- und insofern modernitätskritisch, resistent und widerständig: Ich erinnere an die dritte These der Barmer Theologischen Erklärung von 1934, die inzwischen – Gott sei Dank – immer stärker als ein gemeinsames Bekenntnis aller deutschen Landeskirchen Eingang in die jeweiligen Kirchenverfassungen findet und zitiere diese These auch partiell: „Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugungen überlassen“. Mir scheint, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ihre Kompetenz für die Analyse der Moderne durchaus noch steigern können – meint: dass wir in der theologischen Aus- und Fortbildung viel stärker noch solche Analyseinstrumente zur Verfügung stellen müssen, um Berührungspunkte wie Unsicherheiten abzubauen und um die Themen zu identifizieren, bei denen Modenresistenz erforderlich ist. Evangelische Kirche ist kein angestaubtes Modell der Vergangenheit, sondern eine ebenso modernitätskonforme wie modernitätskritische Form von Christentum, bestens darauf vorbereitet, auch den weiteren Weg der (wie ich gern sage) Spätmoderne kritisch und konstruktiv zu begleiten.

Fünfte These: Uns ist noch viel zu wenig deutlich, dass die Ökumene zwischen den beiden großen christlichen Konfessionen, aber auch das Gespräch mit den anderen Weltreligionen eine der Kernaufgaben von evangelischer Kirche in den nächsten Jahrzehnten darstellt. Aber auch hier gilt es, sich von unrealistischen Hoffnungen frei zu machen, die nur Frustration auslösen.

Meine eigenen Ansichten über Herausforderungen und Perspektiven für die evangelische Kirche im dritten Jahrtausend sind stark geprägt von den hoch spannenden Erfahrungen, die ich in sechs Thüringer Jahren machen konnte, wo ich von 1994 bis 2000 lebte.

Meine Frau, ebenfalls württembergische Pfarrerin und einstige Stiftsrepetentin, begleitete mich nach Jena und baute dort gemeinsam mit Eltern ein christliches Gymnasium auf. Dessen Besonderheit war, dass für alle Schüler Religionsunterricht verpflichtend war, auch für die atheistisch oder agnostisch geprägten, und zwar im Zweijahresrhythmus abwechselnd katholischer oder evangelischer Religionsunterricht für *alle* Schüler einer Klasse, ganz unabhängig von ihrer eigenen konfessionellen Zugehörigkeit oder Prägung. Mich berührte das sehr sympathisch, da ich in den späten siebziger Jahren in Berlin in der Oberstufe neben dem evangelischen zugleich auch katholischen Religionsunterricht besuchte und diesem doppelten Religionsunterricht entscheidende Einsichten und Impulse verdanke. Dem zuständigen Referenten des katholischen Erfurter Bistums ging es offensichtlich anders, er versuchte beständig, ein solches Modell eines gemischtkonfessionellen Religionsunterrichtes zu torpedieren, aus sehr grundsätzlichen Erwägungen. Dabei war die gemeinsame Verantwortung für den Religionsunterricht am christlichen Gymnasium Jena nicht nur eine feine Sache für die Schülerinnen und Schüler, sondern ein eindrückliches Zeichen in einer atheistischen Umwelt (Jena war aufgrund der Prägung durch den Evolutionsbiologen Haeckel eine der bereits vor 1945 am stärksten entchristlichten Städte Deutschlands). Was soll an Christentum in einer vollkommen entchristlichten Welt attraktiv sein, wenn die beiden großen christlichen Konfessionen dieses Landes sich nicht bemühen, Gemeinsamkeiten zu pflegen, sondern nur die Differenzen kultivieren? Mir ist durchaus bewusst (beispielsweise als Mitglied des großen Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theolo-

gen, der nach seinen jeweiligen früheren Leitern Jaeger-Staehlin- oder Lehmann-Pannenberg-Kreises genannten Runde), wie steinig gerade in den letzten Jahren der Weg der Ökumene geworden ist, wie alternativlos er allerdings auch ist. Mir scheint, wenn ich das so abgekürzt sagen darf, die Epoche der großen Lehrdokumente (wie etwa der gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre) keineswegs vorbei; aber man sollte sich angesichts der erheblichen Schwierigkeiten bei den nun anstehenden Themen, insbesondere dem kirchlichen Amt, auch nicht ausschließlich auf diese Form der Ökumene konzentrieren. Augenblicklich verheißungsvoller finde ich gegenwärtig konkrete Verabredungen vor Ort, möglichst viele gemeinsame Projekte zwischen evangelischen, katholischen, aber auch orthodoxen Gemeinden in Deutschland. Es kommt für die evangelische Kirche darauf an, solche Aktivitäten vor Ort zu entwickeln wie auszubauen und zu diesen Zwecken müssen natürlich die Anteile an ökumenischer Theologie in der Aus- und Fortbildung gesteigert werden, insbesondere im Blick auf die orthodoxen Kirchen, von denen wir viel zu wenig wissen und – ich denke an die Kopten in Ägypten – von deren Schicksal in ihren Heimatländern wir viel zu wenig Notiz nehmen. Eine konsensfähige Theologie der Religion gibt es in Protestantismus noch nicht, nur sehr viele Debatten über teils recht extreme Modelle. Wir wissen zu wenig vom Islam (jedenfalls in aller Regel), kaum etwas vom Hinduismus und Buddhismus, obwohl sich auch diese Religionen in Deutschland ausbreiten.

Das besondere Verhältnis zum Judentum wurde von einer Generation von Theologen nach 1945 gepflegt und auf neue theologische Grundlagen gestellt, die jetzt pensioniert wird; viel hängt davon ab, ob es gelingt, diese Impulse wach zu halten und auch jüngere Theologinnen und Theologen für die Pflege des jüdisch-christlichen Dialogs zu begeistern. Und dazu kommt die Aufgabe, diese sehr unterschiedlichen Dialogprozesse und Annäherungen, die meist auch von

sehr unterschiedlichen Personenkreisen getragen werden, stärker zu einer theologisch grundierten Gesamtstrategie zusammenzuführen und als Teil einer einzigen ökumenischen Grundorientierung zu verstehen.

Natürlich muss man sich auch hier vor naiven Erwartungen hüten; ich habe vorletzte Woche mit etwa dreißig Studierenden die Al-Azhar Universität in Kairo besucht, die führende islamische Universität der Welt, und dort gelernt, dass dort wegen der Regensburger Rede des Papstes der Dialog mit *allen* (also auch den protestantischen) Christen sistiert ist, die führenden Gelehrten dieser Universität dazu den Friedensprozess mit Israel beenden wollen und eine Entwestlichung wie Orientalisierung dieser bislang einzigen Demokratie im Nahen Osten wünschen. An solchen Details wird deutlich, wie steinig der Weg ist, der vor uns liegt, wie unabweislich aber auch ist, dass wir ihn gehen müssen.

Sechste These: Wir müssen uns beim kirchlichen Handeln stärker an den vielen unterschiedlichen Aspekten der Person Jesu orientieren, die wir oft etwas einseitig rezipieren. Das gilt insbesondere für Bereiche kirchlichen Handelns, die wir – wie Diakonie oder den ganzen Komplex leib-seelischer Gesundheit – zunehmend an Professionelle ausgegliedert haben und weiter ausgliedern.

Am gestrigen siebzehnten Sonntag nach Trinitatis machten das Sonntagsevangelium aus Matthäus (die Heilung der Syrophönizierin) und der Predigttext (die Heilung des epileptischen Knabe aus Markus 9) vollkommen klar, wie stark Heilungen zum Wirken Jesu zählten, nicht nur starke Worte und unvergessliche Bilder. Die Frage, wie man unter den Bedingungen einer stark professionalisierten Medizin mit solchen Geschichten umgeht, ist nicht ganz einfach zu beantworten, aber eben auch nicht von der Hand zu weisen. Mit einem stillen Rückzug ist ebenso wenig gewonnen wie mit naiven Rückbezügen auf Heilweisen einer vorwissenschaftlichen Medizin, etwa eine Propagierung des Konzepts

„Gesundheit aus der Apotheke Gottes“ für Krankheiten, die nur einmal die entwickelte medizinische Technik der durchaus gelegentlich zu Unrecht von uns gescholtenen Apparatedizin brauchen. Es kommt viel darauf an, dass wir als evangelische Kirche sensibel beobachten, wo in und neben Krankenhäusern ein Platz für heilendes Handeln unserer Kirche gegeben ist. Und es geht um eine andere, aufgeschlossenerere Wertung von Körper und Körperlichkeit, als sie in unserer traditionellen Theologie üblich ist.

Wenn man an die beiden Texte des gestrigen Sonntags und ihr Plädoyer für den Glauben denkt, wird deutlich, dass eine zentrale Gabe kirchlichen Handelns der Aufbau von Vertrauen in die Behandlung der Profis ist. Die Begegnung mit Jesus von Nazareth schenkt dem Vater des epileptischen Knaben Glauben, nachdem er sich zuvor seines Unglaubens bewusst geworden ist, Glauben an den auferstandenen Jesus Christus stabilisiert aber zugleich auch das Vertrauen in Heilungsprozesse und Therapien oder aber die Kraft, ein unabänderliches Schicksal aufzunehmen und zu ertragen. Gleiches gilt mutatis mutandis für das diakonische Handeln der Kirche, ohne dass ich Zeit habe, dies nun im Einzelnen auszuführen und zu begründen.

Siebente These: Viel hängt für die Identität der reformatorischen Kirche daran, dass wir die Reformationsdekade bis 2017 nicht nur für medienrelevante Auftritte und publikumswirksame Aktionen nutzen, sondern für ein vertieftes Nachdenken über Spezifika reformatorischer Theologie und deren alltagstaugliche, allgemeinverständliche Kommunikation an möglichst vielen unterschiedlichen Orten.

Diesen entscheidenden Punkt kann ich hier zum guten Schluss nur noch knapp und sehr thesenhaft ausführen. Er wird uns ja aber in den folgenden Jahren bis 2017 immer wieder beschäftigen und insofern kann ich es heute bei Impulsen

für das Nachdenken in dieser Landeskirche belassen. Bei einem solchen Nachdenken über die Spezifika reformatorischer Theologie scheinen mir folgende sechs Punkte besonders bedeutsam, die ich jeweils mit der Aufforderung „Keine Angst vor ...“ einleiten möchte. Damit wiederhole nicht nur ein letztes Mal einen *cantus firmus* meines heutigen Vortrages, sondern erinnere zugleich an ein identitätsbildendes Spezifikum reformatorischer Theologie, das meiner Ansicht nach von großer Bedeutung für unsere gegenwärtige Lage und die Perspektiven für die Zukunft ist. Denn reformatorische Theologie zielt auf Gewissheit – mit anderen Worten: Sie entängstigt, befreit von falscher Angst vor den Mächten und Kräften dieser Welt. In dieser entängstigenden Tradition sollte auch unser Nachdenken über die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts stehen. Und daher sollten wir, wenn wir über Reformation nachdenken und ihre Spezifika in den nächsten Jahren in die Öffentlichkeit vermitteln wollen:

- 1) *keine Angst vor Personen* haben, d.h. uns nicht fürchten vor der Darstellung des theologischen Ertrags der Reformation anhand von damals beteiligten Menschen, konkreten Personen und ihren Gesichtern. Das gilt nicht nur für Martin Luther, ohne den eine Darstellung der Reformation nun einmal nicht abgeht, sondern auch für seine Freunde und Mitarbeiter, aber auch für die wenigen Frauen in dieser Bewegung. Mit solchen kantigen Personen, die zu Zustimmung, aber auch zu Widerspruch herausfordern, machen wir unsere Verkündigung auch für Menschen, die der reformatorischen Tradition fernstehen, interessant.
- 2) *keine Angst vor starken Worten* haben, die die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts gesprochen haben, wenn sie beispielsweise von „Hölle“, „Sünde“, „Tod“ und „Teufel“ geredet haben. Nur starke Worte vermögen starke Not zur Sprache zu bringen und starke Hoffnung zu vermitteln. Die Notwendigkeit, in Kirche und Theologie eine zeitgemäße

Sprache zu sprechen, darf nicht zur Banalisierung unseres Redens führen. Entsprechend sollten wir in der Kommunikation der reformatorischen Theologie durchaus auch traditionelle starke wie präzise Worte benutzen und nicht lediglich zeitgeistgerecht abgeschliffene, „richtige“ Sprache. Nur mit einer solchen kraftvollen Sprache vermögen wir Menschen, die religiöser Sprache wie der Religion insgesamt nichts mehr zutrauen, aufmerksam zu machen und anzusprechen.

- 3) *keine Angst vor dem Thema Schuld* haben, denn Schuld wird in unser Gesellschaft eher verdrängt und vertuscht⁵, während die reformatorische Theologie ein ebenso nüchternes wie ehrliches Verhältnis zu menschlicher Schuld ermöglicht. Die Reformatoren haben aber auch, was besonders entängstigend und entlastend ist, mit ihrer Unterscheidung zwischen Werk und Person erneut auf den schlechthinnigen Grund eines befreienden Umganges mit Schuld aufmerksam gemacht. Insofern gilt es, im Vorfeld des Reformationsjubiläums diese Unterscheidung zwischen Werk und Person in der öffentlichen Wahrnehmung zu befördern.
- 4) *keine Angst vor der nüchternen reformatorischen Anthropologie* haben, insbesondere ihrer Zuspitzung in der Kontroverse zwischen Luther und Erasmus über den freien Willen. Im Unterschied zu der optimistischen Anthropologie, wie sie insbesondere, aber natürlich nicht ausschließlich das Nachdenken der Neuzeit prägt, thematisieren die Reformatoren eine pessimistische Sicht auf den freien Willen, leiten dazu an, „Störungserfahrungen“ wahrzunehmen, die das neuzeitliche Modell einer autonomen Person problematisieren und geben sogar dem Gefühl Sprache, Gott sei nicht anwesend (in der Rede vom *Deus absconditus*). Sie haben auf diese Weise ein realistischeres Sprachangebot, vom eigenen Leben zu reden, als viele Ideologien, Philosophien und Theologien. Und es gilt, die-

⁵ Oder mediengerecht aufgeputscht und damit auch nicht ehrlich thematisiert.

se erfahrungsgesättigten Sprachangebote gerade in der evangelischen Theologie wie der kirchlichen Verkündigung präsent zu halten und als Angebot für die ganze, auch die nichtchristliche Gesellschaft zu reformulieren.

- 5) *keine Angst vor neuen Kommunikationsformen* im Zusammenhang mit dem Reformationsthema zu haben. Luther forderte 1517 mit seinen Thesen nicht, wie es Brauch war, die scientific community einer mitteldeutschen kleinen Universitätsstadt, sondern die ganze christliche Welt zur Disputation auf – und verwickelte sie auch tatsächlich in eine solche Disputation. Entsprechend sollten wir die Besonderheiten des christlichen Glaubens in seiner evangelischen Form ähnlich munter und tapfer kommunizieren, so beispielsweise, wie die frühere Hannoveraner Landesbischofin durch kluge Aktionen in ihrer Bischofsstadt auf den Unterschied zwischen Advent, voradventlicher Zeit und Weihnachten hingewiesen hat.
- 6) *keine Angst haben vor der Katholizität der evangelischen Kirche* und ihren Zeichen im Alltag unseres gottesdienstlichen wie kirchlichen Lebens. 1517 war nicht der Beginn der evangelischen Kirche und folglich feiern wir 2017 nicht ihren fünfhundertsten Geburtstag. Die Reformatoren wollten die Kirche von ihren Ursprüngen her erneuern und schon deswegen sind wir ein Teil der einen allgemeinen, d.h. katholischen Kirche aller Zeiten, die wir im Glaubensbekenntnis bekennen⁶. Angesichts der dramatischen Entchristlichung unseres Landes gilt es dieses gemeinsame Zeugnis im Vorfeld des Jubiläums einer Reformation, die – Gott sei es geklagt – auch eine Kirchenspaltung zur Folge hatte, besonders zu betonen.

⁶ Ich habe diesen Gedanken breiter ausgeführt in einem Vortrag, den ich im März in der evangelisch-lutherischen Christus-Kirche in Rom gehalten habe: C.M., *Wie katholisch ist die Evangelische Kirche? Wie katholisch sollte sie sein?*, in: *EPD-Dokumentation 16/12*, Frankfurt/Main 2012; im Internet zugänglich unter: <http://www.theologie-und-kirche.de/markschies-in-rom.pdf> (letzte Abfrage am 21.4.2012).

Soweit sechs Punkte, wie wir uns im Vorfeld des Reformationsjubiläums auf Spezifika reformatorischer Theologie konzentrieren und sie ebenso angstfrei wie fröhlich in der Öffentlichkeit kommunizieren können – ein Kollege fasste, als ich diese Punkte vor einigen Monaten erstmals in der „Kammer für Theologie“ unserer Evangelischen Kirche in Deutschland vortrug, in dem schönen Satz „Keine Angst vor Gott“ zusammen. In der Tat: Nur auf dieser Basis kann alles andere kommuniziert werden. Aber diese grundlegende Entängstigung müssen wir uns ja hoffentlich als Pfarrerinnen und Pfarrer nicht erst mühsam erarbeiten, sondern erfahren sie immer wieder neu als Geschenk, gratis und umsonst.

Damit sind auch meine sieben Thesen zu den Herausforderungen und Perspektiven für den deutschen Protestantismus an ihr Ende gekommen (und also auch dieser Vortrag an sein Ende). Thesen haben den Vorteil, pointiert zu sein, aber natürlich den Nachteil, keineswegs die Wirklichkeit in wünschenswerter Präzision und umfassend zu treffen. Insofern komme ich auf den Anfang zurück, entschuldige mich noch mal für meine Einseitigkeit und Begrenztheit und freue mich auf die Diskussion.